

Max Kronawitter

Ikarus stürzt

Mein Tumor, meine Filme und
mein neues Leben auf Zeit

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



©Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2024

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Satz: ZeroSoft, SRL

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Fotos: S. 2, S. 3 oben, S. 4: Erwin Schwingenschlögl; S. 3 unten, S. 12 unten,
S. 27: Hans-Peter Hillmeier; S. 4 unten: Doro Große; S. 8 Mitte/unten: Her-
mann Anetzberger; S. 16 unten: Benedikt Gradl; S. 27 Mitte: Steyl Medien;
alle weiteren: Ikarus-Film

ISBN 978-3-451-60144-6

ISBN E-Book (ePub) 978-3-451-83242-0

INHALT

Im Innersten getroffen	7
5. Dezember bis 20. Dezember	
Überall Scherben	37
21. Dezember bis 1. Januar	
Verzieh dich, ich kämpfe	47
2. Januar bis 15. Februar	
Ich will meine Bilder zurück	91
19. Februar bis 17. März	
Wechselbad der Gefühle	111
18. März bis 25. April	
Ikarus und das Buch	151
27. April bis 13. Mai	
Wieder dabei	173
14. Mai bis 7. August	
Neues Leben auf Zeit	217
12. August bis 12. September	
Dank	237

IM INNERSTEN GETROFFEN

Beginn

5. Dezember

Der Schlitten, auf dem ich in der korrekten Position fixiert bin, fährt in den großen Bauch des Magneten. Ich schließe die Augen, und es geht los. Das gepulste Klopfen des Kernspintomografen vibriert durch meinen Körper. Trotz des Gehörschutzes, den die freundliche Assistentin über meine Ohren gestülpt hat, dröhnt das Tackern durch meinen Schädel. Seltsam unwirklich – gerade durchleuchtet ein modernes Echolot meinen Körper und bringt womöglich Dinge ans Licht, die mein Leben völlig umkrepeln werden. Ein magischer Ort.

Angeschnallt in der überdimensionalen Apparatur zu liegen, ist trotz des eigenartigen Geräusches eigentlich ganz angenehm. Mitten am Tag dreißig Minuten lang die Beine ausstrecken – für mich ein Luxus. Nur das charakteristische Hämmern irritiert mich. Vor Jahren hat es sich in mein Gedächtnis eingebrannt. Böse Erinnerungen werden wach, vergessene Bilder drängen in mein Bewusstsein. Über zehn Jahre ist es her: eine ähnliche Pritsche, darauf Wenke, ein dreizehnjähriges Mädchen. Der Wagen wird in die Röhre gefahren, das gleiche laute Tackern setzt ein. Wenkes Mutter Simone, die starke, vor Leben strotzende Frau, wartet ängstlich zitternd neben mir auf den Befund. „Hugo“, so hatte Wenke ihren Gehirntumor genannt, um seinen Schrecken zu bannen, war weitergewachsen, und alle Hoffnung für die Familie wurde in diesen Minuten zunichte. Wenke hatte den Kampf verloren.

Die Bilder von Wenke, das leichte Zittern der Apparatur. Eiskalt war es mir den Rücken hinuntergelaufen, als ich erstmals registrierte, wie sehr der Mechanismus, der das Mädchen ins Innere der Anlage schob, dem Einfahren eines Sarges in eine Krematoriumskammer glich. Hundertmal habe ich die Bilder am Schneidetisch vor- und zurückgespult, jetzt sind sie auf einmal wieder da. Ich habe Wenke für einen Film über das Kinderpalliativteam des Klinikums Großhadern auf ihrem letzten Lebensabschnitt mit der Kamera begleitet. Es waren Dreharbeiten, die an die Nieren gingen, die uns aber auch zu einer seltsamen Schicksalsgemeinschaft zusammenschweißten. Am Ende bat mich dieses besondere Mädchen, bei ihrer Totenfeier die Rede zu halten. Ich habe es getan. Und ich habe mit der Kamera eingefangen, wie die ungewöhnliche Familie von der Krankheit und dem Verlust dieses Mädchens erschüttert wurde.

Und nun liege ich, wie damals Wenke, selbst in so einer Röhre, und unerbittlich scannt das Gerät meinen Kopf ab. Mindestens einen halben Arbeitstag muss ich opfern. Dabei läuft mir ohnehin schon wieder die Zeit davon. Die Aufnahmen von der Premiere in Berlin sind zu schneiden, eine Drehreise in die Mongolei ist zu planen und für die ARD muss so schnell wie möglich ein neuer Themenvorschlag eingereicht werden, damit dieses Jahr noch ein Film für mich abfällt. Also kein Grund, auf einer medizinischen Liege zu entspannen.

Gegen Mittag war ein Anruf von Heike gekommen. Sie habe gerade mit einem Kollegen über meine Blitze gesprochen: „Schaffst du es, in einer Stunde hier zu sein?“ Ich lasse alles liegen, haste zum Auto und fahre los in die Münchner Universitätsklinik. Seit einigen Wochen sehe ich Blitze rechts oben, wenn ich mich anstrengte, manchmal habe ich danach Kopfschmerzen. Anfänglich habe ich gar nicht darüber gesprochen. Ich bin sonst kerngesund. Gerade ein Jahr ist es her, dass ich beim alljährlichen „Löwenmarsch“ hundert Kilometer von Schloss Kaltenberg nach Hohenschwangau in der Nähe von Schloss Neuschwanstein innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu Fuß gelaufen bin. Wem das gelingt, der ist doch nicht krank! Ein befreundeter Arzt meinte „Augenmigräne“, harmlos. Ich war beruhigt. Meine Frau Heike nicht. Sie drängte zur Untersuchung, schnell.

Heike fängt mich vor der Klinik ab und schleust mich durch die unübersichtlichen Gänge zum Neurologen, der mich freundlicherweise dazwischenschiebt. Körperliche Untersuchung, Befragung, Blutabnahme. Ja, richtig, das Gesichtsfeld ist deutlich eingeschränkt, aber sonst alles tipptopp. Er wirkt nicht beunruhigt. Meine Frau schon. Sie hat noch einen Kernspin-Notfalltermin vereinbart und schiebt mich weiter in die Radiologie-Abteilung. Das hier ist ihre Welt, sie arbeitet seit vielen Jahren in der Klinik und bewegt sich souverän in diesem für mich fremden System, das mich unsicher macht. Wie gut, dass ich nicht alleine hier bin.

„Wir sind fertig“, tönt es an mein Ohr. Der Wagen, auf dem ich liege, wird zurückgefahren, die routinierte Assistentin nimmt mir die Kopfhörer ab. Geschafft, mit einem Lächeln überwacht sie, ob ich schwindelfrei aufstehe. Beim Ankleiden werfe ich einen Blick auf mein Handy: zwei Anrufe und eine SMS. Andrea, die Schamanin, fragt, ob ich schon Flüge in die Mongolei gebucht habe. Habe ich, simse ich zurück. Alles andere kann warten. Ich rufe Heike an, um mich zu verabschieden und schnellstmöglich wieder nach Hause zu fahren. Ich will die liegen gebliebene Arbeit des Nachmittags nachholen.

„Stopp, wir müssen die Bilder noch ansehen“, ist ihre Antwort, und sie bittet die Kollegin aus der Radiologie, uns noch schnell nach Dienstschluss den Befund zu demonstrieren. Hier sind sich zwei Kolleginnen sympathisch, und die Not der einen wird von der anderen sofort verstanden. Der Vorteil des kleinen Dienstweges. Wir scheinen heute besonderes Glück zu haben. Zu dritt sitzen wir vor dem großen Monitor und versiert öffnet die, wie ich bemerke, außergewöhnlich hübsche Radiologin die Dateien der Untersuchung. Auf dem Bildschirm erscheint der Querschnitt eines Schädels, meines Schädels. Mit wenigen Mausklicks navigiert die Ärztin durch das Bildmaterial und erstarrt. Darauf ist sie nicht vorbereitet. Fassungslos schaut auch meine Frau auf das Computerbild. Klar und deutlich ist im linken Hinterkopf eine große, unregelmäßige, wallnussartige Form zu erkennen, während auf der rechten Seite alles schön gleichmäßig schwarz aussieht. Und dann fällt ein Wort, das ich in den nächsten Tagen so oft hören werde: Glioblastom.

Ich habe einen bösartigen Hirntumor! Von dem Versuch der hilfsbereiten Radiologin, diesen tödlichen Befund in ruhige, schonende Worte zu fassen, bekomme ich fast nichts mit. Sie entschuldigt sich, eine solche Nachricht überbringen zu müssen. Sie tut mir leid. Wahrscheinlich wird sie nie wieder der Bitte nachgeben, einen kurzen Blick auf ein Untersuchungsergebnis zu werfen, ohne sich vorher darauf vorzubereiten. Gebannt starre ich auf die Bilder und bin erstaunt über meine Gelassenheit. Kein Zittern, keine Regung.

Irgendwie ist es so, als hätte ich bei einem riesigen Würfelspiel die unwahrscheinlichste, aber eben doch mögliche Zahlenkombination bekommen. Dann steht meine Frau auf, bedankt sich, nimmt mich an der Hand und führt mich schweigend in den Vorraum. Ich bin wie in Trance. Mit einer mich selbst überraschenden Gelassenheit stehe ich vor ihr und versuche, mir den Ernst der Lage vor Augen zu führen. Ich bin immer noch ganz ruhig. Jetzt hat es also auch dich erwischt, ist so ziemlich der einzige Gedanke, der mein Bewusstsein erreicht. Meine Frau zieht mich an sich und drückt mich. „Max, du wirst sterben“, stammelt sie, während ihr Tränen in Strömen über das Gesicht laufen. Der Boden hat sich aufgetan, die Erde hat aufgehört, sich zu drehen. Für den Augenblick habe ich das Gefühl, dass nur wir beide auf der Welt sind. Ein Vakuum – in einem menschenleeren, schwach beleuchteten Vorraum vor einer medizinischen Supermaschine, begegnen sich nach Dienstschluss ein Mann und eine Frau, um in den Grundfesten ihrer Existenz erschüttert zu werden.

Und dann kommen die Bilder: Szenen von zurückliegenden Urlaubsreisen, die ich immer dann wachgerufen habe, wenn ich mich über etwas furchtbar geärgert habe. Jetzt hüllen mich diese Erinnerungen in eine Art Schutzschild, das alle anderen Gedanken fernhalten will. All die Bilder von Tod und Sterben, die ich als Filmemacher während meiner Projekte eingefangen habe, fluten meine Sinne. Wie oft habe ich mich als Zuschauer diesen Themen genähert, habe versucht, sie in Worte und Bilder zu fassen und die vielen Facetten zu verstehen. Jetzt will ich davon nichts an mich ranlassen. Und doch drängt sich ein Bild beharrlich durch und beherrscht mein Denken: Wie beim

Blick in eine Glaskugel sehe ich das Bild meiner verstorbenen Schwester Maria, wie sie im Sarg gebettet liegt. Es hat nichts Bedrohliches. Da werde ich also auch bald liegen. Und der Deckel wird sich auch für mich schließen. Die Uhr, von der keiner weiß, wie lange sie noch läuft, hat angefangen zu ticken.

Letzte Fahrt

„Und ab sofort natürlich Fahrverbot!“ Wir sind schon raus aus dem Untersuchungszimmer des Neurologen, der uns eine halbe Stunde nach dem ersten Schock freundlicherweise einen Blitztermin für morgen bei den Neurochirurgen in Großhadern vermittelt hat. „Was hat er damit gemeint?“ Erst jetzt holpert das Gehörte in mein Bewusstsein. „Wegen des eingeschränkten Sehens darfst du anscheinend nicht mehr Auto fahren“, vermutet Heike. Wir schauen uns zweifelnd an: „Gar nicht mehr? Ab sofort?“

Das kann und will ich nicht glauben. Vor zwei Stunden bin ich noch vollkommen sicher mit dem Auto aus dem Münchner Umland in die Stadt gefahren. Mein Wagen steht vor der Klinik und meine Frau ist ja auch mit ihrem Auto da. Wir lassen doch jetzt nicht eines der beiden hier stehen. In stillschweigender Übereinkunft steigen wir jeder in seinen Wagen und fahren im Konvoi die dreißig Kilometer heim. Selbstverständlich ohne einen Hauch von Unsicherheit.

Vor zwei Wochen habe ich noch meine ganze Familie sechshundert Kilometer von Berlin nach Hause chauffiert. Als Halbblinder? Ich sehe doch alles perfekt. Wir wohnen auf dem Land, völlig unerreichbar mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Ohne Auto bin ich vom Leben abgeschnitten. Das soll für mich erst mal vorbei sein? Ich weigere mich, das in mein Denken zu lassen. Ja, und dann muss da noch die sechzehnjährige Tochter vom Bus abgeholt werden, wie jeden Montag. Lächelnd packe ich sie ins Auto, bringe sie sicher nach Hause, stelle wie gewohnt das Fahrzeug in die Garage. Zum letzten Mal. Ich werde nie wieder ein Auto steuern.

Kostbarer Aufschub 6. Dezember

Die Osterseen im Licht eines wunderschönen Spätherbsttages, ein Selfie von Heike und mir für die Kinder. „Das Leben ist schön“, schreibe ich drunter. Wir setzen uns mitten an einem Arbeitstag in eine Pizzeria und trinken ein Bier. So oft vorgenommen und nie gemacht. Das Leben genießen. Wir nehmen uns Zeit, obwohl alle Zeichen darauf stehen, dass wir keine Zeit haben.

„Sie müssen so schnell wie möglich operiert werden. Wenn Sie wollen, morgen!“ Vor zwei Stunden saßen wir vor dem sympathischen Neurochirurgen, dem anzumerken war, wie wenig Vorsprung er dem Tumor jetzt noch geben wollte. Ich schaute meine Frau entsetzt an. Völlig überumpelt von der Geschwindigkeit, in der sich seit gestern mein Leben zu ändern schien, einigten wir uns dann auf einen kleinen Aufschub bis nach dem Wochenende. Wir müssen mit den Kindern sprechen, das Unglaubliche irgendwie begreifen und so viele geschäftliche Dinge regeln.

Die wenigen Tage vor der Operation sind jetzt Gold wert. Wir werden die Zeit auskosten, uns die vielen Dinge sagen, die im Alltag verschluckt worden sind, und allen Tatsachen zum Trotz Pläne für die Zukunft machen.

Wir schauen auf das Karwendelgebirge am Horizont, und ich bin heilfroh, dass ich nicht schon morgen in die Klinik muss.

Todesurteil auf Papua-Neuguinea

Zurück daheim. Während Heike bemüht ist, den Familienalltag am Laufen zu halten, starre ich lethargisch aus dem Fenster ins Leere. Ist das alles wahr? Den gleichen Schrecken, der jetzt in mich gefahren ist, als ich von meinem Tumor erfahre habe, habe ich schon einmal in den Augen einer jungen Frau gesehen.

Es war in Papua-Neuguinea, im Hochland der Insel abseits aller Zivilisation. Für einen Film über die Steyler Ordensschwwestern be-

suchten wir eine Aids-Beratungsstelle. Dort wurden auch HIV-Tests gemacht, aber keiner hatte gerade während der Filmaufnahmen mit einem todbringenden Ergebnis gerechnet. Es trifft eine junge Frau mit zwei kleinen Kindern. Medikamente gegen das Virus sind damals erst im Versuchsstadium, im Hochland von Papua-Neuguinea völlig unerschwinglich und unerreichbar. Was wird aus dieser Frau? Bei der Recherche hatte ich erfahren, dass HIV-Positive wie Aussätzige von ihren Familien verstoßen werden. Zu groß ist die Angst, weitere Angehörige anzustecken. In abgelegenen Hütten fristen die Infizierten ein beklagenswertes Leben, bis die Immunkrankheit sie irgendwann dahinrafft. Was geht in einer jungen Mutter vor, wenn ihr jemand dieses Todesurteil überbringt, das sie unwiederbringlich von ihren Kindern trennt? Der Blick der Frau ins Leere, in einen dunklen Abgrund, hat mich tagelang nicht mehr losgelassen. Unendliche Trauer und lähmende Angst spricht aus den Filmaufnahmen, die ich gemacht habe. Ein wenig tröstet mich das Hilfsprogramm der Schwestern, die diesen verstoßenen Frauen beistehen. Erst in den folgenden Tagen, als wir tief in den Busch fliegen, lässt mich das Bild der schicksalsgetroffenen Frau endlich los.

Aber zu Hause beim Sichten des Materials ist sie wieder da: diese Frau, die ihr Schicksal so ungerecht und brutal niedergeschlagen hat. Nun sehe ich erneut ihr Gesicht riesengroß auf dem Bildschirm meines Studios. All das Entsetzen und diese tiefe Traurigkeit sind in dem Moment zu erblicken, in dem ihr schlagartig bewusst wird, dass ihr Leben ab jetzt zu Ende geht. Am Schneidetisch sitzend, kann ich es nicht ertragen, diese Tragik zu vervielfältigen und der Welt zu zeigen. Und ich tue etwas, was ich noch nie vorher und auch nie wieder danach gemacht habe: Ich lösche diese Bilder. Vielleicht wollte ich diese intime Begegnung nicht entehren. Vielleicht wollte ich sie nicht nur aus meinem Material, sondern auch aus meinen Gedanken löschen, um mich selbst zu schützen. Das ist nicht gelungen. Ich erinnere mich heute noch sehr genau an diese Frau, die mir jetzt so nahe ist.

Notfallpläne

„Wir müssen vor der OP die Dinge regeln“, hat Heike gesagt. Die „Dinge“, das ist alles Nötige, damit meine Familie zurechtkommt, falls während der Operation etwas schiefgeht. Damit habe ich endgültig verstanden, dass der Eingriff am Gehirn lebensgefährlich ist und dass ich vielleicht nicht oder nur schwer beeinträchtigt überleben werde.

Schon am Morgen sitzen Heike und ich an meinem Schreibtisch und überlegen, was dazugehört, zu den „Dingen“. Wie bereitet man in ein paar Stunden seine eigene Handlungsunfähigkeit vor? Wo fangen wir an? Was ist das Wichtigste?

Die Sicherung der Existenz für Heike und die Kinder, falls ich nicht mehr arbeiten kann. Als „Finanzminister“ der Familie war das ausschließlich mein Ressort: meine Firmenkonten, ein Bürgschaftskonto der Projekte für den BR, die Sparkonten für die Kinder, meine Riesterreente, eine Rücklage für das Haus ... In einem komplizierten System aus Konten bei verschiedenen Banken ist unser Hab und Gut verteilt. Was für mich eine über Jahre sinnvoll gewachsene Struktur ist, ist für einen Uneingeweihten sehr undurchsichtig. Noch komplizierter wird es, sich Zugang zu verschaffen. Meine Geheimzahlen und Einwahlcodes habe ich nach einem ausgeklügelten, nur mir bekannten System verschlüsselt. Was ich gestern noch stolz als ausgefuchste Methode präsentiert hätte, entpuppt sich nun als riesiges Problem. Heike schüttelt ungläubig den Kopf. Würde umgekehrt ich erstmals das Wirrwarr unserer Konten sehen, ich würde wohl auch verzweifeln. Geduldig lässt sie sich alles erklären, notiert eifrig wie eine Schülerin. Nach drei Stunden habe ich das Gefühl, meine Frau ist nun imstande, zumindest die Grundlagen meines Firmen- und Privatgeschäftes einigermaßen zu überblicken und die Bankgeschäfte weiterzuführen. Sie zieht die Augenbrauen hoch, als ich noch an den Aufbewahrungsort meines Testaments erinnere.

Und was müssen wir noch regeln? Eine Vorsorgevollmacht ausstellen. Ich gebe Heike Vollmacht über mein Leben: Gesundheit, aber auch Finanzen, Behördengänge, Wohnungsangelegenheiten. Für den Bruch-

teil einer Sekunde kommt mir der Gedanke, dass ich mich damit völlig in ihre Hand lege. Ein komisches Gefühl, selbst nach 27 Ehejahren noch. Aber nicht der leiseste Zweifel hindert mich. Bei ihr bin ich sicher aufgehoben, sie wird versuchen, alles in meinem Sinn zu regeln.

Nun noch die Patientenverfügung, da ist sie die Expertin. Oft genug haben wir uns gegenseitig erklärt, wie wir in dem Fall behandelt werden möchten, in dem wir nicht mehr fähig sind, unseren eigenen Willen zu vertreten. Wir halten es jetzt nur noch im Formular fest. Eigentlich bin ich froh, dass wir bei der Gelegenheit machen, was wir ohnehin längst hätten tun sollen. Aber auch wenn wir beide versuchen, das alles geschäftsmäßig abzuarbeiten, liegt darunter ein Hauch Panik, weil die Wahrscheinlichkeit sich akut erhöht hat, dass diese Papiere zum Einsatz kommen.

Dann mache ich auch noch eine genaue Aufstellung aller Versicherungen. Ist das vielleicht doch alles übertrieben? Hatte der Chirurg nicht gesagt, dass ich wohl im Februar wieder arbeiten kann? Morgen warten noch weitere Aufgaben: Die Fotos für das alljährliche Weihnachtsgeschenk für unsere Eltern müssen noch zusammengestellt werden, ein Präsent für Heike verpackt, die Gaben für die Kinder organisiert. Wer muss vor der OP noch informiert werden? Was mache ich mit den anstehenden Filmprojekten? Viele Entscheidungen kann ich erst treffen, wenn ich weiß, wie es mir nach der Operation geht, wie ich die Bestrahlung und die Chemo vertrage. Wie lange ich wohl noch zu leben habe?

So viele Fragen und so viele Unsicherheiten. Manchmal kommt plötzlich riesengroß die Angst hoch. Wie wird dieses Leben nun weitergehen? Und ich denke wieder an meine Schwester Maria, deren Mantra diese Worte waren: „Wenn der Berg zu groß ist, dann geh einfach immer nur Schritt für Schritt“, höre ich sie mir in Gedanken gut zureden. Morgen nächster Schritt.

Bärbel und Erwin 10. Dezember

„Aber doch nichts Schlimmes?“ – unsere Nachbarin Kathi schenkt gerade den Glühwein ein, und ich nehme zwei frische Waffeln aus der Hand ihres Sohnes in Empfang. „Schau mer mal“, antworte ich mit einem Lächeln, froh, mich hinter dieser bayrischen Formulierung verstecken zu können. Nach meinem Befinden gefragt, hatte ich etwas von einer Operation geantwortet. Unsere Nachbarin organisiert diesen wahrscheinlich kleinsten Weihnachtsmarkt von Oberbayern seit zwei Jahren in der Zimmererwerkstatt ihres Mannes. Hier trifft sich das Dorf an einem Adventssamstag bei Gebäck und Glühwein. Für mich ist es ein angenehmer Pflichttermin, denn ein Teil des Erlöses geht als Spende an einen Pater, den ich zweimal auf den Philippinen besucht habe, wo er Kinder von der Müllhalde und aus der Prostitution holt. Es freut mich, dass unser kleiner Weihnachtsmarkt mein Herzensprojekt unterstützt.

Gerade bin ich mit den wohlriechenden Waffeln unterwegs zu meiner Frau, als mein Blick ein Bild einfängt, das nicht hierher passt. Bin ich im falschen Film? Am Eingang der dekorierten Werkstatt stehen zwei in Winterklamotten gepackte Besucher, die nicht hierhergehören: Bärbel und Erwin – unsere besten Freunde aus Niederbayern. Was machen die um Gottes Willen auf unserem Weihnachtsmarkt? Bärbel umarmt mich so stürmisch, dass ich Mühe habe, die Waffeln festzuhalten. Schlagartig wird mir alles klar: Heike hatte mittags mit ihr telefoniert, von meiner Diagnose und der dringenden Operation erzählt. Sofort haben sich Bärbel und Erwin ins Auto gesetzt, um die zweihundertfünfzig Kilometer vom Bayerischen Wald hierherzufahren. Auch wenn ich mich riesig freue, durchfährt mich der Schrecken. Wenn die beiden Mediziner sich in einer Nacht- und Nebelaktion aufmachen, um mich vor der Operation noch einmal zu sehen, dann muss es richtig ernst sein.

Bärbel ist etwas ganz Besonderes in meinem Leben. Wir sind im gleichen Dorf aufgewachsen, kennen uns seit Kindertagen. Von der ersten Klasse bis zum Abitur haben wir gemeinsam die Schule besucht. Ihr

Ich bin bereit

habe ich zu verdanken, meine Frau kennengelernt zu haben, die ich auf der Beerdigung ihres ersten Mannes zum ersten Mal gesehen habe.

Wer der lebenslustigen Bärbel begegnet, würde nie vermuten, wie viele tiefe, traurige Täler sie schon durchschreiten musste. Aufgewachsen als Älteste auf einem Bauernhof musste sie zwei ihrer acht Geschwister zu Grabe tragen. Nach dem Medizinstudium hatte sie sich in Georg verliebt, die beiden heirateten. Kurz nach der Hochzeit wird bei ihm Leukämie diagnostiziert. Er stirbt.

Die drei dramatischen Todesfälle in ihrer engsten Familie haben Bärbel nicht zerbrechen können. Sie hat das Leben gewählt, sich neu verliebt und mit Erwin eine Familie gegründet. Mit zwei Kindern lebt sie als Landärztin im hintersten Bayerischen Wald. Nach fast zwanzig Jahren Bitten hat sie 2020 endlich zugestimmt und ich porträtierte sie in einem Film für die ARD.

Und jetzt haben Bärbel und Erwin alles Geplante liegen gelassen und sind extra mitten in der Nacht zu mir gekommen. Ein warmes Gefühl tiefer Freundschaft durchströmt mich. Wir gehen heim, essen und trinken zusammen vor dem Kaminfeuer. Die medizinischen Details werden nur kurz besprochen, alle wissen, was dieser Tumor bedeutet. Der eher ruhige Erwin – von Beruf Psychiater – ist mir dabei eine große Hilfe. Er strahlt eine natürliche Gelassenheit aus, die mir Zuversicht gibt. Heike und Bärbel, die sich in der Zeit nach Georgs Tod als Seelenverwandte gefunden haben, verbindet nun ein weiteres trauriges Band: Wie kann man die lebensbedrohliche Erkrankung des Ehemannes aushalten, ohne zu verzweifeln? Wir sitzen einen wichtigen Abend beieinander.

Ich bin bereit

11. Dezember

Schwungvoll fährt David sein Auto die Einfahrt runter. Es geht immer lebhaft zu, wenn er heimkommt. Nachdem wir ihm gestern telefonisch von meiner Diagnose berichtet haben, kommt er ungeplant aus seinem Studienort Regensburg. Die völlig neue Situation erschüttert unsere ge-

samte Familie, schockiert unsere drei Kinder Lucia, Marie und David genauso wie uns beide. Wir sitzen gemeinsam in der Küche und versuchen der Verunsicherung Herr zu werden. Heike erklärt noch einmal ruhig: „Bei Papa ist ein bösartiger Gehirntumor am Sehzentrum gefunden worden, deshalb hat er in letzter Zeit immer wieder diese Blitze gesehen.“ Sie erläutert, was mich in den nächsten Tagen erwartet: die Operation übermorgen, dann ab Januar sechs Wochen tägliche Bestrahlung und Chemotherapie bis zum Herbst. Dazwischen leben, so normal wie es geht.

Die Frage – wie lange lebt der Papa noch? – steht zum Anfassen im Raum. Heike erklärt die Fakten: „Im Durchschnitt knapp zwei Jahre, manche schaffen aber mehr.“ Wir versuchen, eher Zuversicht zu verbreiten als Panik. Ehrlich bleiben, ohne die Hoffnung zu verlieren.

Die Kinder können selber im Internet alles zum Thema Glioblastom nachlesen und werden schnell erfahren, dass dieser Tumor die schlechteste Wahl ist.

Heike hat volle Rückendeckung in der Klinik, ihr Chef und ihre Kollegen wissen seit gestern Bescheid. Ich packe den Koffer fürs Krankenhaus. Extra für die Klinik habe ich mir noch ein neues Handy besorgt. Da, so meine Überlegung, kann ich mich dann in Ruhe damit beschäftigen. Vielleicht auch ein Buch? Auf dem Nachttisch liegt das neue Werk von Abt Johannes, mit dem wir eng befreundet sind. Ich habe ein schlechtes Gewissen. Obwohl er es mir druckfrisch vorbeigebracht hat, bin ich noch nicht zum Lesen gekommen. Ob der Titel für das Krankenhaus geeignet ist? *Die Apokalypse* steht da in großen Lettern. Ein tief-sinniges Buch für lange Krankenhausa Nächte, denke ich und schiebe es in die Tasche. Wie hätte ich ahnen können, dass ich nach der Operation weder lesen noch ein Mobiltelefon bedienen kann?

Nach dem Packen überredet mich Heike, zum örtlichen Advent-singen zu fahren. Ja, es braucht noch einen Abschluss dieser hektischen Tage, um morgen mit frischem Mut in Großhadern einzurücken. Die spärlich beleuchtete Kirche und die stimmungsvolle Musik beruhigen mich im Strudel der Ereignisse. Heike neben mir, wir halten fest die Hände. Ein bisschen Zeit zum Sammeln angesichts des großen Brockens, den wir hingeworfen bekommen haben.